



Allgerisches Blatt.

Nr. 50.

Samstag

den 12. December

1829.

Sanheribs Niederlage.

(Nach Lord Byron.)

Der Assyrier kam wie zur Hürde der Wolf,
So viel Epoere erblickten wie Sterne im Golt,
Wenn er nächstlich die blänlichen Wogen hinrollt;
Es erglänzten die Schaaren in Purpur und Gold.

Wie die Blätter des Waldes, im Sommer noch grün,
So das Heer mit den Bannern am Abend erschien;
Wie die Blätter des Waldes zur herbstlichen Zeit,
War das Heer an dem Morgen verwelt und zerstreut.

Denn der Engel des Tod's, wie ein Sturmwind ausbricht,
Flog vorüber und blies auf der Feinde Gesicht;
Und der Schlafenden Aug' sah erstarrend ihm nach,
Und nur einmal erhob sich ihr Herz noch und brach.

Und da lagen die Kasse, die Müssern weit auf,
Doch verstummt war in ihnen das stolze Geschnauf,
Und der Schaum auf dem Nasen lag weiß wie der Schnee,
Und kalt wie der Gisch der hochbrandenden See.

Und da lagen die Reiter so bleich und verzerrt,
Ihre Brauen behaut, und verrostet ihr Schwert;
Und die Zelte so schweigend, die Banner gefällt,
Die Trompeten und Banzen zerstreut auf dem Feld.

Und die Witwen von Assur beklagten es laut,
Und es stürzten die Tempel, den Götzen erbaut;
Doch kein Schwert trieb die Schaaren der Heiden zurück,
Ihre Macht schmolz wie Schnee vor des Ewigen Blick.

Joseph Emanuel Hilscher.

Lamango.

(Fortsetzung.)

Der Capitain blieb dagegen ganz kalt, zeigte ihm das Ufer, und gab zu verstehen, daß es Zeit sei, das Schiff zu verlassen. Lamango blieb, bot so gar seine goldenen Epaulettes, seine Flinte und seinen Säbel für Ache, jedoch vergebens. Da sagte der Lieutenant zum Capitain: „In verwichener Nacht sind uns schon drei Sclaven gestorben; wir haben wieder etwas mehr Platz. Warum bemächtigen wir uns nicht dieses starken Burschen, der allein mehr werth ist als die drei Todten?“ Ledour überlegte und fand, daß Lamango seine tausend Thaler werth sei, daß diese sehr gewinnreiche Reise seine Ledour's letzte seyn blürfte, weil er bereits reich geworden, und daß ihm nicht darauf ankäme, auf der Küste Guinea einen guten oder schlechten Leumund zu hinterlassen. Das Ufer war übrigens leer und öde, der africanische Krieger ganz in den Händen der Weißen. Man mußte ihm nur auf eine geschickte Weise seine Waffen entwinden. Ledour griff daher nach der Flinte, gleichsam um sich zu überzeugen, ob sie so viel werth sei wie die schöne Ache, und schüttete behende das Pulver von der Pfanne. Der Lieutenant seinerseits wog den Säbel in seiner Hand. Sobald Lamango unbewaffnet da stand, fielen zwei rüstige Matrosen über ihn her, und warfen ihn nieder um ihn zu binden. Er leistete heldenmüthigen Widerstand, rang wie ein Verzweifelter mit den Matrosen, und sprang wieder in die Höhe. Mit einem Faustschlag walf er den Einen zu Boden, entriß sich dem Andern, und stürzte wüthend auf den Lieutenant, um ihm den Säbel zu entwinden. Aber ein Hieb von dieser Klinge streckte ihn blutend hin. Man knobelte ihn

und als er sah, daß all seine Wuth nichts fruchtete, schloß er die Augen und blieb ohne Bewegung liegen. Das Reuchen seiner Brust verrieth allein noch Leben in ihm. — „Parbleu!“ rief der Capitain: „Die schwarzen Schlingel, die er mir verkauft hat, werden ihn schön auslachen, wenn sie ihn in denselben Fesseln erblicken. Die blinden Heiden werden nun einsehen, daß es eine Vorsehung gibt.“ Der arme Tamango hätte sich fast verblutet, wenn nicht der barmherzige Dolkmetscher für seine Wunden besorgt gewesen wäre. Nachdem er verbunden, trugen ihn zwei Matrosen wie einen Baarenballen in das Zwischendeck, wo er einige Tage lang weder essen noch trinken wollte, und kaum die Augen öffnete. Seine ehemaligen Gefangnen und nunmehrigen Kerkergefährten, glogten ihn mit stupider Verwunderung an, fürchteten sich jedoch noch so sehr vor ihm, daß sie ihm den verdienten Spott erließen.

Von günstigem Winde getragen, entfernte sich das Schiff schnell von der afrikanischen Küste, entwischte den englischen Stationschiffen und Kreuzern, und der Capitain sah nur den ungeheuern Gewinn vor Augen, den er in den Colonien zu machen hätte. Sein Ebenholz hielt sich vortrefflich. Es rissen keine ansteckenden Krankheiten ein. Höchstens ein Duzend der schwächsten Neger war vor Hitze und Ermattung gestorben; eine wahre Kleinigkeit. Um die Uebrigen etwas anzufrischen, ließ er sie alle Tage auf das Verdeck kommen. Sie durften, je ein Drittel, nach der Reihe eine Stunde lang Luft schöpfen, von der bewaffneten Mannschaft streng bewacht, und immer von Ketten belastet. Manchmal gab ihnen ein der Geige kundiger Matrose ein kleines Concert. Da erheiterten sich nach und nach die schwarzen Gesichter, ein einfältiges Lachen ersetzte darin den Ausdruck der Verzweiflung, und sie schnallzten mit der Zunge, klatschten sogar in die Hände, wenn es just die Fesseln erlaubten. Da eine gewisse Leibesbewegung sehr gesund ist, befahl ihnen oft der Capitain zu tanzen. „Allons, meine Kinder! Tanzt, belustigt Euch!“ rief er dann mit einer Donnerstimme, klatschte mit einer ungeheuern Courrierpfeife, und alsobald sprangen und tanzten die armen Neger. — Tamango's Wunde hielt ihn einige Zeit unter den Lücken auf seinem schlechten Lager. Endlich erschien auch er auf dem Verdeck, mit ungebeugter, stolzer Haltung, und warf einen traurigen aber ruhigen Blick auf die ungeheure Wasserebene, die das Schiff umgab; dann warf er sich stumm auf den Boden nieder, ohne sich selbst in seinen Fesseln bequem zu machen. Ledour saß auf dem hintern Castell, rauchte seine Pfeife und neben ihm stand Apyche, ohne Fesseln, in einem zierlichen Kleide von blauem Cattun, und ihre Füßchen stecken in hübschen, gelben Saffianpantoffeln, und in ihren

Händen war ein Kredenzsteller mit Liqueurs, von denen sie dem Herrn einschenkte, bei dem sie in hohe Gunst zu stehen schienen. Ein Neger, der den Tamango von ganzer Seele haßte, winkte ihm nach jener Seite zu schauen. Tamango drehte den Kopf, sah das Weib und stieß einen gellenden Schrei aus. Er sprang mit Hefigkeit auf, lief nach dem Castell ehe man ihn daran hindern konnte, und rief mit entfeglicher Stimme: „Apyche! denkst Du denn, daß Mama-Jumbo Dich bei den Weißen nicht verfolgen wird?“ Matrosen sprangen mit aufgehobenen Prügeln herbei, und Tamango kehrte schweigend mit gekreuzten Armen nach seinem Platz zurück, während Apyche erschrocken heulte, und beinahe in Thränen zerfloß. Indessen erklärte der Dolkmetscher, was unter dem schrecklichen Mama-Jumbo zu verstehen sei. — „Das ist der Knecht Ruprecht der Neger,“ sagte er. „Wenn ein Mann seiner Frau nicht traut, so bedroht er sie mit dem Mama-Jumbo. Ich, wie ich da stehe, habe den Popanz gesehen, und alsobald die plumpe List begriffen. Aber ein Neger ist ein Vieh und begreift nichts. Einst saß ich unter einem Boabab, und eine Menge Weiber um mich her, die den Folgar tanzten, als plötzlich aus einem finstern Gehölz eine seltsame Musik sich vernehmen ließ, deren Urheber in den Gebüsch versteckt waren. Sie machten mit Rohrflöten, mit hölzernen Tambourins, mit Batafos und Callebassenguitarren einen Teufelslärm. Die Weiber fingen an zu zittern wie das Espenlaub, wollten davon laufen, aber ihre Männer hielten sie zurück. Da kam aus dem Walde eine große weiße Gestalt heran, hoch wie ein Mastbaum, mit einem ungeheuern Kopf, großen Augen und fürchterlich aufgesperstem Maule. Aus dem Maule und aus den Augen leuchtete Feuer. Der Spuck ging langsam vorwärts, entfernte sich aber nur auf eine halbe Kabelweite vom Gehölz. „Mama-Jumbo!“ schriegen die Weiber außer sich, und die Männer brüllten ihnen in's Ohr: „Gestehet, Ihr Spigblünnen, ob Ihr uns treu geblieben. Wenn Ihr lüget, so frisst Euch Mama-Jumbo mit Haut und Haar!“ Nun gab es unter den Weibern einige Einfältige, die allerlei zu gestehen hatten, und sie wurden von ihren Männern durchgeprügelt, daß es eine Freude war. Der Mama-Jumbo war aber nichts anderes, als ein schlechter Poffenreißer, der sich in ein weißes Leintuch gehüllt hatte, und über seinem Haupte auf einer langen Stange einen ausgehöhlten Kürbis trug, worinnen eine Tackel steck. Ein erbärmliches Gaukelspiel allerdings, aber von so practischem Nutzen, daß ich Alles drum gäbe, wenn meine Frau in Nantes daran glaubte.“ — „Was die meinige betrifft,“ antwortete Ledour, „so mag sie meinethalben an den Mama-Jumbo nicht glauben, wenn sie nur

an den Bruder Stock glaubt. Sie weiß, wie ich sie zurichten würde, wenn sie mir eine Nase drehte. Die Ledour sind nie sehr sanftmüthig gewesen, und wenn ich auch nur eine Hand mehr habe, so führ' ich doch damit die Peitsche, wie sich's gebührt. Dem Kerl mit seinem Mama-Jumbo aber sage, daß er das Maul halte, und das kleine Weibchen da nicht so tölpisch erschrecke, sonst werd' ich ihm den Rücken dergestalt marmoriren lassen, daß sein schwarzes Leder endlich aussehen soll wie ein rohes Roastbeef.“ — Der Capitain stieg in die Kajüte, und versuchte die traurige Nyche zu trösten; aber weder Liebkosungen noch Schläge, denn man verliert endlich die Geduld, vermochten die schöne Negerinn zu beruhigen. Ihre Augen standen voll Thränen, und der Capitain kam verdrießlich auf das Verdeck zurück, und suchte Handel mit dem Officier von der Wache. In der Nacht jedoch, als beinahe die ganze Mannschaft im tiefen Schlafe lag, hörten die Wachen zuerst einen dumpfen feierlichen Gesang aus dem Zwischendeck, und hierauf einen fürchterlich gellenden Schrei aus einer Weiberkehle. Die Bärenstimme des Capitains ließ sich sodann fluchend und drohend vernehmen, und viele Peitschenschläge machten das Finale, denn ein Augenblick nacher wurde Alles wieder stille.

Am Morgen erschien Tamango auf dem Verdeck mit zerschlagenem Rücken und Gesicht, aber stolz und entschlossen wie zuvor. Kaum hatte ihn Nyche gesehen, als sie das Castell verließ, wo sie neben dem Capitain saß, schnell auf Tamango zulief, sich vor ihm auf die Knie warf, und mit tiefer Verzweiflung sprach: „Vergib mir, Tamango, vergib!“ Tamango sah sie eine Minute lang starr an, bemerkte dann, daß der Dolmetscher nicht zugegen, und erwiderte kurz: „Schaffe eine Feile.“ Somit warf er sich wieder auf dem Verdeck nieder und drehte dem Weib den Rücken. Der Capitain schalt sie heftig aus, gab ihr einige Ohrfeigen, und verbot ihr, ein Wort mit ihrem Manne zu wechseln. Aber er hatte den Sinn der kurzen Rede Tamango's nicht verstanden, und fragte auch nicht darnach.

Tamango, mit den übrigen Sclaven eingeschlossen, forderte sie nun auf, etwas für ihre Freiheit zu wagen. Er redete von der kleinen Anzahl der Weißen, von der steigenden Nachlässigkeit der Wächter, von seinen Fortschritten in den geheimen Zauberkünsten, welche von den Schwarzen so sehr verehrt werden; er beztheuerte Alle in's Vaterland zurückbringen zu wollen, und bedrohte mit der Rache des Teufels Diejenigen, die ihm nicht beistehen würden. Die Furcht, welche die Neger noch immer vor ihm hatten, half seiner Beredsamkeit den Sieg erringen, und seine Gefährten drangen in ihn, den Tag der Befreiung zu beschleunigen. Da

erwiderte er, daß der Teufel, der ihm während des Schlags erscheine, noch nicht den Tag bestimmt; daß jedoch Alle sich auf das erste Zeichen bereit zu halten hätten. Er übersah indessen keine Gelegenheit, um die Wachsamkeit der Mannschaft zu prüfen. Einst sah ein Matrose sorglos einer Schaar von fliegenden Fischen zu, die um das Schiff spielten; seine Flinte lehnte am Bord. Tamango ergriff sie, handhabte sie, und machte auf possierliche Weise die militärischen Tempinach, die er schon von der Mannschaft ausführen gesehen. Man nahm ihm zwar die Flinte nach einigen Augenblicken weg, aber schon hatte er bemerkt, daß er eine Waffe angreifen dürfe, ohne gerade den schlimmsten Verdacht zu erregen, und meinte, daß im entscheidenden Augenblicke Niemand sie ihm entreißen würde.

Eines Tags warf ihm Nyche einen Zwieback zu, mit einem Zeichen, das er nur verstand. In dem Zwieback steck eine kleine Feile. In der Nacht fing Tamango an, dumpf zu heulen, und zu thun, als ob er mit einer unsichtbaren Gestalt spräche. Alle Sclaven zitterten, weil sie den Teufel zu wittern vermeinten. Tamango endigte mit einem Freudenruf die Pöffe. „Endlich hat mir der böse Geist gegeben, was er mir versprochen!“ rief er: „Ein wenig Muth reicht hin, uns Alle frei zu machen!“ Er gab die Feile seinem Nachbar zu berühren, und der dumme Betrug fand Eingang bei Menschen, die noch dümmer waren, als er. Der Tag der Rache und der Freiheit brach an. Ein feierlicher Schwur hatte die Neger verbunden. Jeder wußte, was zu thun. Die Entschlossensten, Tamango an der Spitze, sollten sich auf dem Verdeck der Waffen ihrer Wächter bemästern; Andere sollten in der Kajüte des Capitains die Schießgewehre wegnehmen. Die drei stärksten Neger waren beauftragt, den Schiffsprofoß zu tödten, der in seiner Tasche die Schlüssel der Fesseln trug, weil die dringende Zeit nicht erlaubte, alle Eisen zu durchfeilen. An diesem Tage war der Capitain Ledour gerade in der besten Laune; gegen seine Gewohnheit hatte er einen Schiffsjungen begnadigt, der die Peitsche verdient. Er machte dem wachhabenden Officier Compliment über Complimente, versicherte die Mannschaft seiner Zufriedenheit, und versprach einem jeden Matrosen eine Gratification, sobald das Schiff im Hafen von Martinique angelangt seyn würde. Das Gehirn der Seeleyte hatte genug zu thun, um im Voraus die Verwendung des Geldes zu bestimmen. Alle dachten nur an den Brantwein und an die üppigen Mulattinnen auf Martinique, als Tamango mit seinen Verschwornen auf's Verdeck gebracht wurde. Die durchgefeilten Fesseln wurden so geschickt geschleift, daß sie von doppeltem Gewicht zu seyn schienen, und nach-

dem die Neger einige Minuten lang Luft geschöpft, faßten sie sich bei den Händen und begannen zu tanzen, während Tamango den Schlachtgesang seiner Horde anstimmte. Als der Tanz geendigt, streckte sich Tamango, wie von Müdigkeit erschöpft, in ganzer Länge zu den Füßen eines Matrosen aus, der sich über das Geländer lehnte. Alle Verschwornen thaten dasselbe, und somit war jeder Matrose von mehreren Negern umgeben. Plötzlich wirft Tamango seine Ketten ab, stößt den Signalruf aus, zieht den Matrosen bei den Füßen zu Boden, tritt ihm auf den Leib, entreißt ihm das Gewehr und schießt damit den Wacht officier nieder. Im Nu ist die ganze Wache entwaffnet und erwürgt. Kriegsgeschrei allenthalben; am Castell fällt der Schiffsprofosß. Eine Menge von befreiten Ne-

gern überfluthet das Verdeck. Wer keine andern Waffen findet, bemächtigt sich der eisernen Stäbe der Unterkerspihle oder der Schaluppenruder. Die weiße Mannschaft ist verloren. Einige Matrosen halten Stand auf dem hintern Castell, aber ohne Waffen, ohne Entschlossenheit.

(Der Beschluß folgt.)

A n e c d o t e.

Wie haben Sie das angefangen, daß Sie so alt geworden sind? fragte Jemand einen neunzigjährigen Arzt. Er erwiderte: „Ich habe von dem Ertrage der von mir vorgeschriebenen Recepte gelebt, und nie Eines von denselben genommen.“

Theaterbericht.

In der letzteren Zeit sind wieder mehrere Novitäten über unsere Bühne geschritten. So sahen wir am 1. December den Husaren-Oberst, ein Lustspiel in einem Acte, in welchem Mad. Palmer (als Elise Lusval) durch ihr eminentes Talent im Rai-sen und Komischen eine Reihe höchst ergötzlicher Scenen, besonders in ihrer Stellung zu Bontems (Hrn. Hörnstein) als vermeinter Husaren-Oberst entwickelte. Minder sprach diesmal das Spiel des Hrn. Hörnstein an, der für heute des Guten zu viel sich herausnahm; denn in seinem Benehmen gegen den vermeinten Husaren-Oberst, war er — wenn wir uns eines recht glimpflichen Ausdruckes bedienen wollen — zu familiar. Denselben Mißgriff ließ er sich auch bald darauf in den beiden Klingsberg, als Adolph Klingsberg, zu Schulden kommen. Wir wünschten, daß er für die Zukunft bei ähnlichen Rollen nie aus dem Kreise des Schicklichen treten, und unseren wohlgemeinten Wink beherzigen möge. Uebrigens war die Darstellung recht gerundet, sie wurde rasch gespielt, und erfreute sich daher eines lebhaften Beifalles des anwesenden Publicums. — Hierauf folgte die Operette: „Die beiden Saboyarden,“ mit Musik von d'Alayrac, worin beide Dem. Genet die Titelfrollen mit vieler Laune und Präcision gaben. Kenner dieser Operette wollen mehrere Gesangsartikeln bei der Darstellung vermisst haben, und wahrscheinlich wurde uns eine von Hrn. Conti vorgetragene Arie aus Rossini's Donna del Lago dafür als Ersatz geboten.

Sonntags, den 6. December, wurde zum ersten Male Leonore, ein Melodram in drei Abtheilungen, von Holten, gegeben. Wer kennt nicht die treffliche Ballade unseres Bürgers, welche bald in den Mund des Volkes übergegangen, und dem Dichter wohlverdienten Ruhm gebracht hat? Diesen Stoff benützte nun Hr. Holten, und schuf daraus jenes Melodram, welches, ohne gerade ein Meisterstück zu seyn, doch viel Verdienstliches und Treffliches, besonders in der getreuen Charakteristik der Zeit, in welcher das Stück spielt, enthält. Zwar kann dem Dichter in der Zeichnung der Charaktere

mancher Vorwurf mit Recht gemacht werden, doch gab er seinen Schattenseiten durch eine blühende Diction, und durch den trefflich durchgeführten Character seines Corporals Wallheim, wieder mehrere Glanzpunkte. Die Titelfrolle gab Dem. Herrmann; sie konnte sich jedoch in jene hingebende, Alles aufopfernde Liebe zu Wilhelm nicht recht finden, doch war es ersichtlich, daß sie das Mögliche zu leisten, sich Mühe gab. Vortrefflich konnte man hingegen die Leistung des Hrn. Simon (Corporal Wallheim) nennen; denn er gab seine Rolle im Ton und Mienepiel mit so viel Treue und Wahrheit, daß er öfters von dem Beifalle des Publicums unterbrochen ward. Matt war übrigens das Spiel des Hrn. Wacker (Wilhelm). Er ließ sich mehrere Inconsequenzen zu Schulden kommen, welche störend auf das Publicum wirkten. Darunter rechnen wir sein größtentheils nachlässig gewähltes Costume, das oft bunt wie Mosaik zusammengestellt ist. Schauspieler, welche Helden- oder Liebhaberrollen darstellen wollen, müssen durch einen netten, gewählten Anzug einen wohlgefälligen Eindruck auf das Publicum zu machen, sich bemühen. — Eine herrliche Wirkung brachte dagegen am Schluß des zweiten Actes das bekannte Schwertlied, von Theodor Körner, Musik von weil. Carl Maria v. Weber, hervor, nur hätten wir gewünscht, daß der Chor etwas besser besetzt gewesen wäre. Die Darstellung des Stückes war übrigens recht verdienstlich, ein Umstand, der um so mehr bemerkenswerth ist, als das Haus ziemlich leer war.

Die Gastspiele des Hrn. Marschall, ersten Tenoristen vom sächsischen Theater zu Grätz, zu besprechen, behalten wir uns im nächsten Illustrierten Blatte vor. Braun—r.

Theater.

Heute: „Die weiße Frau.“

Morgen: „Die falsche Prima Donna.“

N a c h r i c h t.

Da mit dem Schluß dieses Monats das II. Semester der Laibacher Zeitung zu Ende geht; so werden sämtliche (P. T.) Herren Pränumeranten, welche sich noch mit dem Pränumerations-Betrage im Rückstande befinden, höflichst ersucht, selben ehestens berichtigen zu wollen. Laibach am 2. December 1829.

Redacteur: Fr. Kab. Heinrich. Verleger: Ignaz Al. Cölz v. Kleinmayr.